

Positionen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **25 (2018)**

Heft 275

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

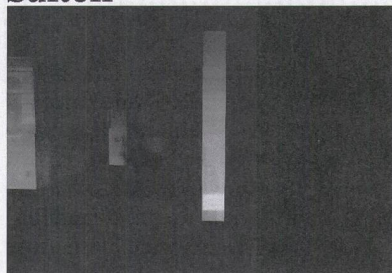
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Saiten



Ostschweizer Kulturmagazin Nr. 274, Januar 2018 Zwischenratung

Improvisorium.

Kaiserschloß und rote Blätter Mathias Maerter berichtet aus Angola. (S.30) Medienkonzentration: Zwei Inlandern zum Joint Venture von NZZ und AZ. (S.42) Über den Sound der Global Cities: Das Buch zur Ausstellung von Georg Gattas. (S.48)

Saiten Nr. 274, Januar 2018

Blickwinkel: Daniel V. Keller

Ein halbes Jahr lang hat das Künstlerduo huber.huber den Blickwinkel in Saiten gestaltet und den Blick gewinkelt und geweitet. Jetzt übernimmt Daniel V. Keller die Kolumne auf Seite 13. Sie bleibt damit quasi im Dorf: Wie Reto und Markus Huber stammt auch Keller aus Münsterlingen im Thurgau. Er ist Jahrgang 1987, hat in Bern und danach in New York, Amsterdam und London studiert und ist mehrfach ausgezeichnet worden, unter anderem mit dem Adolf Dietrich Förderpreis seines Heimatkantons. «Die Serie für die Blickwinkel heisst Strukturerechen», sagt Keller. «Es werden verschiedene Unterkapitel aus diesem Research gezeigt. Nummer 1 heisst Strukturerechen: Leichtigkeit.»

Generationen-Pingpong

Helga Meyer ist Jahrgang 1930. Janine Meyer ist Jahrgang 1983. Grossmutter und Enkelin reden viel miteinander über Alltägliches, manchmal aber auch ganz gezielt über «Damals und Heute». Für Saiten schreiben sie monatlich über ein Thema aus doppelter Sicht: im Heft auf Seite 15.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

Viel Gebrauch

Am Anfang der Woche waren die Plakate leer, ausser einem Bild und dem Hinweis auf saiten.ch/abo. Dann füllten sie sich wie von Geisterhand – bearbeitet von diversen Kunstschaffenden. In Kreuzlingen baumelten Beine himmelwärts auf das Plakat. In Trogen beschwerte ein Ziegel die leere Fläche. Auf Perron zwei am Hauptbahnhof tröstete das Saiten-Kreuzworträtsel über Bahnverspätungen hinweg. An der Fürstenlandstrasse erinnerte ein Hashtag daran, dass auch der öffentliche Raum ein Kommunikationsraum ist. Die Botschaft kam an, wie begeisterte Reaktionen zeigten: Saiten lesen, Saiten abonnieren lohnt sich.



In der Westunterführung am HB gab es jedoch Applaus und Ärger. Zeichnerin Lika Nüssli liess eine uralte Lady sagen, sie sei jetzt aus der Kirche ausgetreten und habe dafür Saiten abonniert. Der Alte daneben brummt «Botztüüfel». Verärgerte Passanten kritisierten, das Plakat betreibe «Kirchenbashing». Dabei leiste die Kirche mit dem Geld ihrer Mitglieder unverzichtbare, nicht zuletzt auch kulturelle Arbeit. Das Plakat sei diskriminierend, «plump, respektlos und einfach nur doof». Aber auch, umgekehrt: «Das Potztüfel-Plakat: Obergelil. legendär.»

Die einen begeistert, die andern unglücklich: Das gilt auch für das Saiten-Team selber. Eing sind wir uns darin, dass die Zeichnung eine in der Zuspitzung abwegige Alternative formuliert («Kirche oder Saiten»). Saiten setzt auf Dialog und gegenseitige Wertschätzung – ausser dort, wo tatsächlich diskriminiert, rassistisch argumentiert oder Ausschluss praktiziert wird. Andererseits hat die Kirche fraglos ihre problematischen und satirewürdigen Seiten.

Die Aktion umfasste insgesamt 17 Plakatstellen. Wir hatten Kunstschaffende gebeten, die leere Fläche im Lauf der Woche zu füllen. Sie hatten dabei völlig freie Hand. Lika Nüssli hat einen NoBillag-Protest gezeichnet und zwei Vorschläge, Geld für Saiten in die Hand zu nehmen. Auf dem zweiten Bild lautete die Alternative: kein Fleisch mehr – dafür Saiten abonnieren. Wer will, konnte den beiden Zeichnungen eine Ladung Selbstironie abgewinnen: Saiten als Ersatznahrung und Ersatzreligion... Der Künstlerin selber ging es um eine gewichtigere Diskussion: Wofür geben wir überhaupt unser Geld aus, oft ohne darüber nachzudenken? Was ist uns wieviel wert? Und was ist in vielen Köpfen selbstverständlich einfach gratis – zum Beispiel Medien wie Saiten?

«Dass die Zeichnung so vielen Leuten in den falschen Hals gekommen ist, hat mich überrascht», sagt Lika Nüssli. Ein Grund mag sein: Sobald es um Religion geht, ist die Empfindlichkeit hoch. Und ein weiterer: Hierzulande gibt es keine Tradition satirischer Zeichnungen. «Ihr seid doch nicht Charlie Hebdo!» schrieb eine Saitenleserin. Ein anderer nahm es gelassen: «Ich kratze mich am Kopf und denke: Potztüfel: Wieviel Gebrauch wegen einem Plakat, das offenbar nur an einem Ort hängt.»

Saiten dankt den Kunstschaffenden fürs inspirierende Plakatieren. Die Botschaften wurden gesehen und diskutiert, die Videos, insbesondere das NoBillag-Plakat, tausendfach geklickt und verbreitet. Wir freuen uns aufs Weiterdiskutieren. Über die Kirche, über Satire, über Gratismentalität.



REDEPLATZ

«Kunst darf nicht elitär sein»

Felix Bächli vom Kunstkiosk über die Suche nach Räumen in der Stadt St.Gallen, die Galerie als Ort des Austauschs und seinen eigenen künstlerischen Forschungsdrang.

INTERVIEW: CORINNE RIEDENER, BILD: ANDRI BÖSCH

Saiten: Wie ist der Kunstkiosk entstanden?

Felix Bächli: Im Herbst 2010, aus einem Abschlussprojekt einer Kantonsschulklasse. Das Projekt wurde darauf von neuen Leuten, unabhängig von der Kanti weitergeführt, mit der Idee, eine selbstorganisierte Plattform für junge, angehende Künstlerinnen und Künstler zwischen 15 und 25 Jahren zu schaffen. Eröffnet wurde der Kunstkiosk im April 2011. Jene, die ihn aufgebaut haben, sind aber mittlerweile weg. Wir, die den Kunstkiosk heute betreiben, verstehen uns bereits als dritte Generation.

Sechs Jahre lang war der Kunstkiosk an der Rorschacherstrasse 48 zuhause, seit Anfang Jahr ist er nun im Konsulat an der Frongartenstrasse 9 zu finden. Warum musstet ihr umziehen?

Am alten Ort gab es einen Besitzerwechsel. Die neue Verwaltung vergab den Raum an ein Nagelstudio, statt weiterhin unser Projekt zu unterstützen. Gründe wurden keine genannt. Also mussten wir uns auf die Suche nach etwas Neuem machen.

Wie finanziert sich denn euer Verein?

Wir werden zum Teil von der Kinder- und Jugendförderung unterstützt, und letztes Jahr haben wir den dritten Platz gemacht beim Jugendprojektwettbewerb, was noch ein biss-

chen zusätzliches Geld in die Kasse spülte. Einen Mitgliederbeitrag wie in anderen Vereinen gibt es nicht bei uns, beim Verkauf eines Werkes geht jedoch die Hälfte des Ertrags an den Kunstkiosk. Wer uns privat unterstützen möchte, kann Gönner werden oder unseren Spendentopf an einer Ausstellung füttern.

Kannst du das Konzept eurer Plattform noch ein wenig genauer umreissen?

Wir wollen noch nicht etablierten Kunstschaaffenden eine Möglichkeit geben, sich zu präsentieren und in die Öffentlichkeit zu treten mit ihrem Schaffen. Der Kunstkiosk will aber nicht nur Galerie sein, sondern auch ein Ort des Austauschs, ein Ort, an dem man Feedback erhält, sich selber wahrnehmen und – sowohl alleine als auch gemeinsam – auf ein Ziel hinarbeiten kann. Wir haben regelmässig Einzelausstellungen, auch von Kunstschaaffenden, die nicht im Verein Kunstkiosk sind, und wir planen etwa im Zweimonatsrhythmus eine gemeinsame Ausstellung zu einem bestimmten Thema. Da können je nach dem «akute» Themen behandelt werden, die sich uns gerade aufdrängen, oder auch solche, die uns generell interessieren – wir versuchen allen möglichen Denkart und Ansätzen gegenüber offen zu sein. In den vergangenen Jahren haben wir uns zum Beispiel mit

dem «Rammeln» auseinandergesetzt, mit der «Dekadenz», dem Thema «Exit» oder kürzlich mit dem Nagelstudio. Die Ausstellung trug den Titel «Nailed it», wobei wir ein Nagelstudio inszeniert haben.

Gibt es eine Kunstform, die euch besonders gut liegt?

Unser Ziel ist es, möglichst verschiedene Arbeiten, Sichtweisen und Ansätze zu präsentieren. In den meisten Fällen haben wir wohl ein ziemlich ausgewogenes Verhältnis zwischen Bildern, Projektionen und Skulpturen. In letzter Zeit gibt es vermehrt auch performative und partizipative Kunst.

Zurück zu den Räumen: War es schwer, einen neuen Platz zu finden für den Kunstkiosk?

Wir hatten Glück, dass das mit dem Konsulat geklappt hat, denn die Alternativen sind rar in St.Gallen, nicht zuletzt, weil die Miete für ein klassisches Ladenlokal viel zu hoch wäre für uns. Wir haben verschiedenes in Betracht gezogen, auch Räume ausserhalb der Innenstadt, beispielsweise das Schulhaus Tschudiwies oder den Bahnhof Bruggen. Sowas kann ja auch ganz spannend sein: in einem durchmischten Quartier zu arbeiten, wo sich Wohnen, Gewerbe und Industrie treffen.

Früher hätten Leute wie ihr sich den Raum vielleicht einfach genommen. Für euch käme eine Besetzung nicht in Frage?

Wir sind alle zwischen 18 und 25 und somit in einer Zeit ohne real existierende Besetzungskultur aufgewachsen, zumindest hier in St.Gallen gibt es keine entsprechenden Vorbilder. Der Gedanke ist zwar reizvoll, aber die Umsetzung wäre wohl eher schwierig. So gesehen halten wir uns lieber an Um- und Zwischennutzungsprojekte wie jetzt im Konsulat oder letztes Jahr im Werkhaus Bruggen. Uns geht es, abgesehen davon, gar nicht um eine Rebellion, sondern vielmehr um das Aufzeigen eines Bedarfs: Wir wollen nicht den Älteren beweisen, dass wir Jungen auch rebellieren können. Wir wollen, wenn schon, zeigen, dass auch aus Leerstand viel Neues entstehen kann.

Das Konsulat wird ja auch abgerissen demnächst und dann müsst ihr wieder eine neue Bliebe finden. Was wäre der Traum?

Der Kunstkiosk entwickelt sich ständig weiter, dasselbe wünschen wir uns auch im Bezug auf die Räumlichkeiten. Am liebsten wären wir in Räumen abseits der Konventionen und eventuell für jede Ausstellung an einem neuen Ort. Der Traum wäre, Ausstellung für Ausstellung neue Räumlichkeiten zu finden und diese zu beleben. Das muss auch gar nicht immer mitten im Zentrum sein. Das Lachen-Quartier zum Beispiel finde ich im Moment sehr spannend, auch St.Fiden hat grosses Potenzial. Das Kursana-Gebäude am Spisertor würde mir auch noch gefallen. Und eben, das Tschudiwies-Schulhaus, das auch bald zwischengenutzt wird. Dort gibt es einen wunderbaren Kohleraum im Keller, in dem wir liebend gerne einmal eine Ausstellung realisieren würden.

Umziehen ist auch immer eine Chance. So ein Tapetenwechsel zwischendurch tut ja in den meisten Fällen ganz gut...

Klar, obwohl wir zufrieden waren in der Rorschacherstrasse, tut es uns unglaublich gut, an einem neuen Ort zu sein. Ich finde es schön, wenn sich Leute weiterentwickeln und nicht sitzenbleiben, weil sie meinen, ihren Stil gefunden zu haben. Das gilt für die Kunst an sich genauso wie für das Umfeld, in dem sie «stattfindet». Was für mich zählt, ist die Neugier, die Freude an der Entwicklung, also gewissermassen die Lust, zu lernen.

Bist du selber auch eine solche Forschernatur?

Ich glaube, wer Kunst macht, muss definitiv einen Willen zur Forschung haben, einen Lernwillen, ein Interesse an der Recherche. Mich interessieren vor allem Arbeiten, die verschiedenste Gebiete miteinander verknüpfen und nicht nur isoliert in der Sparte Kunst gedacht werden. Kunst darf nicht elitär sein, sondern sollte ihren Kern in alltäglichen, relevanten Themen haben. Künstlerische Ansätze kann man ja mit fast allem verknüpfen, zum Beispiel mit Raumplanung, mit chemischen Experimenten oder Physik, mit der Natur, dem digitalen Leben oder der Juristerei. Kunst ist für mich also vor allem ein Weg, mich mit einem bestimmten Thema auseinanderzusetzen und verschiedene Aspekte davon zu untersuchen.

Felix Bächli, 1996, hat eine Lehre als Hochbauzeichner gemacht und besucht derzeit den gestalterischen Vorkurs an der Schule für Gestaltung St.Gallen. Er ist seit letztem Sommer beim Kunstkiosk und eines von 12 Vereinsmitgliedern.

Facebook / Instagram: Kunstkiosk

Fill Your Void



Swipe left – Swipe right. Mehr links (Nein!) als rechts (Ja!). Ich würde sogar behaupten, in 95 Prozent der Fälle nach links und in fünf Prozent nach rechts. Es gibt die einen, die haben die App «Tinder» noch nicht. Dann gibts die, die behaupten, sie sei im Ordner «Spiele» abgelegt. Und dann gibts die, die dazu stehen, dass sie tindern und es auch gerne nutzen. Um schnell an Sex zu kommen. Oder um die wahre Liebe zu finden. Oder einfach nur Freunde zu suchen, wenn man in einer Grossstadt lebt. Damit meine ich natürlich nicht St.Gallen oder Zürich. Es ist auch tatsächlich viel einfacher, ein wenig zu chatten, als jemanden mit einem cleveren Anmachspruch im Nachtleben anzusprechen. Und ganz ehrlich, auch oft einfallreicher.

Es scheint mir, dass Tinder für viele von uns ein Ort ist, an dem wir unsere Leere füllen können. Oder wir denken uns, dass wir sie damit füllen, vergessen aber ganz schnell, dass eine fremde Person uns nicht das geben kann, was wir eigentlich brauchen. Unsicherheit tarnen durch cooles Texten oder Ängstlichkeit verschweigen durch abgeklärtes Abklappern von Körpern.

Ich will nicht sagen, dass Tinder schlecht ist. Man kommt in Kontakt mit Menschen, denen man im Alltag arrogant aus dem Weg gehen würde. Mit denen man nie auch nur ein Wort wechseln würde. Man lernt nicht nur Menschen kennen, sondern auch sich selbst. Was man will. Wie man etwas will. Und ob man überhaupt das möchte, was man immer zu glauben meinte. Doch können wir mal endlich aufhören, uns selbst zu belügen? Zu denken, es ist nicht okay, dass man Ängste hat? Dass man sich alleine fühlt und Unsicherheiten im Alltag hat?

Stattdessen folgen wir nur den Tücken der Oberflächlichkeit. Wenn dir eine Person nicht mehr gefällt, tauschst du sie aus durch eine schönere Person. Oder intelligentere. Oder eine, die humorvoller ist. Das lässige Switchen zwischen deinen eigenen Gefühlen und anderen Personen. Und dann hat man wieder diesen Wow-Effekt, wenn man jemand Neues kennenlernt. Dabei ist das, was wir anderen vorspielen, nichts anderes als ein Standardprofil auf Instagram. Zeigen wir der Welt, wie schön unser Leben ist. Was für aufregende Dinge wir den lieben langen Tag tun. Wie toll unser Frühstück aussieht. Wie schön unser Zimmer ist. Was für schöne Blumen auf unserem Nachttischchen stehen.

Und dann heulen wir wieder am Ende des Tages, weil unser Leben doch nicht so geil ist. Ich möchte hier überhaupt nicht den Anschein erwecken, als würde ich technische Fortschritte ablehnen. Wer mich kennt, weiss, dass ich sie viel zu gerne nutze. Ich bin ihnen sogar dankbar, denn sie sind trotz ihrer unterstützenden Fakeness ein Mittel, um mich ausdrücken zu können.

Und bitte, hört endlich auf, Leute aufgrund der Nutzung von Dating-Plattformen zu verurteilen. Wir sind im Jahr 2018, und da gehören solche Dinge nun mal einfach dazu.

Nadia Keusch, 1994, arbeitet Vollzeit und beschäftigt sich in ihrer Freizeit gerne bei einem Glas Rotwein mit gesellschaftlichen Niedergängen. Sie plant gerne das Auswandern, zieht es aber nie durch. Sie lebt in St.Gallen und schreibt die Hässig-Kolumne in Saiten.

Ein letzter Brief



Der britisch-kurdische Filmemacher Mehmet Aksoy (Firaz Dağ) wurde am 26. September 2017 durch den IS getötet, während er an einer Dokumentation über die Rakka-Offensive arbeitete. Am 10. November wurde er, begleitet von Tausenden, auf dem Highgate Friedhof in London begraben.

Hier der letzte Brief von Mehmet Aksoy an seine Familie:

«Ich schreibe euch diesen Brief aus Südkurdistan. Wenn ihr ihn lest, werde ich bereits nach Rojava hinübergereist sein. Seid nicht sauer auf mich, dass ich mich nicht gemeldet habe. Ich wollte nicht, dass ihr euch Sorgen macht. Jahrelang habe ich diesen Brief in meinem Kopf wieder und wieder geschrieben. Ich wollte euch nicht traurig machen.

Ich habe versucht, ein Leben zu leben in einem System, das ich ablehne, in dem ich unglücklich bin. Ich habe es versucht, und es ist mir nicht gelungen. Jetzt ist es Zeit, mutiger zu werden. In diesem Sinne gehe ich voran und schreibe euch diesen Brief nicht mit meinem eigenen Stift, sondern mit den Stiften von Deniz, Mahir, Ibrahim, Mazlûm, Berîtan, Firaz und den anderen VorreiterInnen und mit dem Glauben und Mut, den ich durch sie gewonnen habe.

Ich möchte, dass ihr das versteht. Wisst ihr, dass die Rückkehr in meine Heimat allen voran von der Befreiung der Frau bestimmt war? Ich bin hierhergekommen, um die Frauen in ihrem gemeinsamen Kampf zu unterstützen, Frauen, die ein neues, freies Leben mit ihren eigenen Händen schaffen wollen. Von nun an will ich mein Leben in meinem Land, ganz nah bei meinem Volk leben.

Eine unendliche Menge an Arbeit, Veranstaltungen, Liebe, Schmerz, Freude, Überlegungen, Menschen und Hoffnungen, die mich zu dem gemacht haben, der ich bin, haben mich schliesslich zu dieser Entscheidung getrieben. Es hätte nicht anders geschehen können. Nie habe ich für individuelle Dinge gelebt, für Geld, Macht, für Zwang oder materielle Dinge. Seit meiner Kindheit war ich immer auf der Suche, habe Neues geschaffen und mich bemüht, Liebe, Freundschaft und die Gabe zu teilen zu vermehren. Und ich habe Glück: Ich habe wundervolle FreundInnen gehabt. Ich schicke ihnen meine Grüsse und meine Liebe. Jeder einzelne von ihnen ist für mich unbezahlbar.

Trotz allem habe ich die schönste Freundschaft in dieser Bewegung gefunden, in dieser Partei. Ich bin von allen Dingen zuallererst hier wegen dieser Genossenschaftlichkeit. Und damit natürlich verbunden mit allen unseren MärtyrerInnen und Vorsitzenden.

Sie dient dieser Bewegung und diesen Menschen, die mich mit der bedeutungsvollsten Form von Freude erfüllen. Ich hoffe, ich kann dem gerecht werden. Macht euch keine Sorgen um mich. Mit dem Wunsch, sich erneut zu treffen, in einem freien Land, mit einem freien Vorsitzenden ...

Euer Sohn, euer grosser Bruder, der euch für immer liebt.
Mehmet.»

Gülistan Aslan, 1979, ist 2010 aus Bitlis (Kurdistan) in die Schweiz gekommen, lebt in Herisau und ist Co-Präsidentin des Demokratischen Kurdischen Gesellschaftszentrums St.Gallen und Teil des kurdischen Frauenbüros für Frieden e.V. Sie schreibt seit 2017 die Stimmrecht-Kolumne in Saiten, die Texte werden übersetzt.

// st.gallen



St.Gallen führt aufs Glatteis.

Jetzt Schwung holen:
Eissportzentrum Lerchenfeld

stadtsg.ch/eissportzentrum, Telefon 071 272 13 70

Freitag, 16. Februar 2018

Podium2018

Wie ergänzen
sich Kreativität
und Künstliche
Intelligenz?

Über Ihre
Anmeldung unter
podium2018
@gbssg.ch
freuen wir uns

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

Bettina Pousttchi

Protection
17. Feb. –
17. Juni
2018



LÖK
KUNST
MUSEUM
ST.GALLEN

...um Vereine und Genossenschaften



Der Verein Schwägalp-Schwinget wird bestohlen. Eine Volksinitiative bedroht die SRG. Der Veloclub Dagmersellen findet keine Helfer mehr. Migroskunden klagen über Probleme beim Scannen der Wichtel.

Vereine und Genossenschaften haben es nicht leicht. Denkt Herr Sutter. Feinde von innen. Feinde von aussen. Mitglieder streiken. Oder die Technik.

Doch Hilfe naht. Heidi M. und Nicole K. strahlen auf dem Plakat. Sie seien die Besitzerinnen der Migros. Die können anpacken. Weiss Herr Sutter. Sie werden Unterschriften sammeln. Und damit für den regionalen Genossenschaftsrat kandidieren. Und sich dann als Delegierte bewerben. Und gewählt werden. In Zürich die Verwaltung wählen. Und die Verwaltung wählt die Generaldirektion. Und die Generaldirektion leitet Tochtergesellschaften. Und Beteiligungen. Dort sind Leute angestellt. Und lösen alle Probleme.

Bernhard Thöny, 1974, lebt in St.Gallen und ist kantonaler Angestellter. Sein Herr Sutter sorgt sich monatlich in Saiten.

Ganz schön krank



Junge Familien sind für viele Wirtschaftszweige eine interessante Zielgruppe – für Versicherungen, Waschmittelhersteller und Spielwarenläden zum Beispiel. Im Winter machen aber ziemlich sicher die Apotheken das grösste Geschäft. Zumindest mit meiner Familie. Ein Keuchhüstchen hier, ein Hautpilzlein da, ein eitriges Augeninfektchen dort – ein bisschen kränkeln die Gurke und die Bohne in der kalten Jahreszeit fast immer. Und jedes dieser Zipperchen erfordert die Behandlung mit ein, zwei Salben, Pudern, Tröpfchen, Säftchen oder Zäpfchen.

In schöner Regelmässigkeit landen auch die Eltern im Bett. In der Kita hat eine üble Bande von Bakterien, Viren und Kokken ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Am Aushang beim Eingang können wir uns über die «Krankheit des Tages» informieren und wissen so immer, welche Epidemie uns als nächstes erreichen wird.

Die meisten betrachten Krankheiten als Übel, und ohne Zweifel haben Seuchen ein beträchtliches Imageproblem. Zu Unrecht, wie ich finde. Wenn immer jemand krank ist, hat das durchaus seine Vorteile. So muss man zum Beispiel keine teuren Winterferien mehr buchen. Auskurieren kann man sich gut daheim. Um die Kinder zu pflegen, braucht es ebenfalls kein malerisches Bergpanorama. Und überhaupt: Wieso raus in die Natur gehen, wenn man den faszinierenden Mikrokosmos der Viren und Bakterien erleben kann, ohne das Bett zu verlassen? Ist ausserordentlich lehrreich. Oder habt ihr gewusst, dass es die Maul- und Klauenseuche auch für Menschen gibt? Sie heisst Hand-Mund-Fuss-Krankheit und ist sozusagen das russische Roulette unter den Seuchen: Als Erwachsener hat man gute Chancen, ungeschoren davonzukommen. Fehlt einem aber das nötige Glück, bekommt man Blasen an Händen, Füssen und um den Mund. Spannende Stunden sind also garantiert, sobald der Nachwuchs die ersten Symptome zeigt.

Doch Krankheiten sorgen nicht nur für Thrill – sie können auch richtig Spass machen! Nehmen wir zum Beispiel die Erkältung: Lläuft die Nase, ist das nur für notorische Sauertöpfe ein Grund, mies drauf zu sein. Im Familienverband ergeben sich daraus nämlich tolle Spiele. Das lustige Wett-Schneuzen oder der fiese Nasivin-Battle zum Beispiel sind bei Gross und Klein beliebt und sorgen selbst im leicht febrilen Zustand für prächtige Laune. Nur «Wer hat mein Nastuch?» finde ich persönlich nicht besonders witzig.

Wer auf anspruchsvollere Unterhaltung steht, ist bei Magen-Darm-Erkrankungen an der richtigen Adresse. Der Norovirus beispielsweise richtet sich gezielt an Hardcore-Eltern. Er trennt in Sachen Parenting die Spreu vom Weizen, ebenso wie den Mageninhalt vom Magen. Solange nur die Kinder reihern, ist der Schwierigkeitsgrad noch moderat. Doch ab dem Punkt, wo Papi und Mami abwechselnd Richtung Klo kriechen, wirds richtig knifflig. Spätestens wenn die letzte Kotztüte mit Fingerfarben bemalt ist, droht der Fun-Faktor abzustürzen. Erziehungsberechtigte, die eine echte Challenge suchen, kommen hier definitiv auf ihre Kosten.

Marcel Müller, 1977, ist zweifacher Vater, Journalist und Exil-Flawiler in Zürich. Er schreibt über die Freuden väterlicher Existenz.



Neue Perspektiven eröffnen Master in Sozialer Arbeit

Das Master-Studium bereitet Sie auf anspruchsvolle Aufgaben und Funktionen im Sozialwesen vor.

www.fhsg.ch/sozialearbeit

FHS St.Gallen
Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

MASTER
IN
SOZIALER
ARBEIT
WIEN | LUDWIG
ST. GALLEN | ZÜRICH

Infoabend
13. März

Sara Rossi
Soziokulturelle Animatorin,
Master-Studentin
Soziale Arbeit

FHO Fachhochschule Ostschweiz

Jungspund
Theaterfestival für
junges Publikum St.Gallen
21. Februar - 3. März 2018

Programmorschau

«EINS, ZWEI, DREI VORBEI» Figuren Theater St.Gallen | 4+
«MEIN NAME IST SCHAF» Peter Rinderknecht | 6+
«BLOCK 47C» Peter/Wettstein | 6+
«KNAPP E FAMILIE» Theater Sgaramusch | 7+
«HOCUS POCUS» Cie Philippe Saire, Lausanne | 7+
«DAS LEHRERZIMMER – EINE PASSION» Vorstadttheater Basel | 10+
«HERZWERK» TRIAD Theatercompany | 10+
«..H.G.» tricksterP | 10+
«KRIEG – STELL DIR VOR ER WÄRE HIER» bravebühne/katerland | 12+
«RÄUBERHÄNDE» Theater St.Gallen | 14+
«WOHIN DU MICH FÜHRST» Junges Theater Basel | 14+
«5 GRÜNDE WARUM DELFINE BÖSE TIERE SIND» KNPV | 16+
Veranstaltungsorte: Lokremise St.Gallen und Figuren Theater St.Gallen
www.jungspund.ch, [f](#) [@](#) @jungspundtheaterfestival



THE TRUE TURI WINTER STORY

SABINE DEUTSCH & THE DESPERADOS
MUSIKTHEATER
SAMSTAG 17.FEB. 18
EINTRITT: 28.-20.30h
ALTES ZEUGHAUS
HERISAU

WWW.KULTURISDORF.CH

// st.gallen

Zum Aufwärmen:
Sauna Blumenwies

St.Gallen
liegt in
Finnland.

stadtsg.ch/saunablumenwies, Telefon 071 288 12 60

Wundervolles Smartphone

So ein schlaues Telefon ist wirklich eine tolle Sache. Wollten wir früher etwas wissen, mussten wir oft den Weg in die Bibliothek auf uns nehmen. Davon gabs früher nicht in jedem Dorf eine. Dort angekommen, suchten wir dann die entsprechenden Wälzer nach der gesuchten Information ab und waren froh, wenn wir sie überhaupt fanden. Heute genügt das Antippen des Bildschirms, um die Sprachsteuerung zu aktivieren und schon halte ich buchstäblich die Welt in den Händen. Am Bildschirm kann man erst noch die Schrift vergrössern, den Kontrast erhöhen und die Helligkeit verstärken. Das alles schaffen auch die besten Leselampen nicht.

«Dr. Google» weiss alles: Ob ich nun etwas über die Schauspieler wissen möchte, die im Krimi gerade auf Mörderjagd sind, oder über die Zubereitung von lippischem Pickert (wer diese Köstlichkeit nicht kennt, der sollte sich mal schlau machen, am besten bei «Dr. Google»), spielt dabei keine Rolle. Natürlich kann man mit einem solchen schlaunen Telefon auch eines machen, nämlich telefonieren. Und das schönste ist, ein Knopfdruck genügt, das Telefon ist aus und ich habe meine Ruhe.

Helga Meyer, 1930



Nerviges Smartphone

Arbeitsplatzphobie, Burnout, Erschöpfungsdepression – das alles kann uns jederzeit und überall treffen. Wir sind sozusagen für derlei Leiden ständig verfügbar. Diese permanente Abrufbarkeit ist es, die uns krank macht, denn der Mensch braucht ruhige, erholsame Phasen, und zwar regelmässig. Aber das scheint an manchen Orten, in manchen Kreisen vergessen – oder schlimmer: egal – zu sein. Ob am Wochenende oder mitten in der Nacht: Es wird erwartet, dass wir stets einsatzbereit sind.

Das wichtigste Mittel dafür: unser Smartphone. Nicht nur Menschen, die in einem Beruf arbeiten, für dessen Ausübung es vor allem dieses Telefon braucht, tragen es ständig bei sich und fürchten die ganze Zeit, etwas zu verpassen. Angeblich leiden bis zu 90 Prozent der Smartphone-Nutzer gar am «Phantom-Vibrations-Syndrom», sie spüren ihr Handy auch dann, wenn es gar nicht vibriert oder wenn sie es – bewahre! – gar nicht bei sich tragen. Und trotzdem, ausschalten geht dann aber doch nicht, das grenzt doch irgendwie an Selbstaufgabe. Zum Glück gibt es Apps, die dafür sorgen, dass das Handy auch mal drei Stunden ruhig bleibt.

Janine Meyer, 1983

Helga Meyer, 1930, und ihre Enkelin Janine Meyer, 1983, reden viel miteinander über Alltägliches, manchmal aber auch ganz gezielt über «Damals und Heute». Für Saiten führen sie monatlich einen Dialog der Generationen.